

zungen für die Zulassung eines „Drittausländers“ zu einem Studium innerhalb der EU. Der Lebensunterhalt darf nicht im Aufnahmeland verdient werden, Erwerbstätigkeit in der Zeit des Studiums ist ausgeschlossen. So sollte garantiert werden, dass ausländische Studierende nach Abschluss in ihre Heimatländer zurückkehren. Aber auch das erfahre ich erst in zwei Jahren.

Die „ausreichenden Finanzmittel“ betragen in Deutschland zur Zeit meiner Einreise 585 Euro monatlich. Den beglaubigten Kontoauszug und die Erklärung meiner Mutter, die bestätigen, dass ich über diese Mittel verfüge, muss ich im November 2006 der Ausländerbehörde vorlegen. Normalerweise muss man dies für ein Jahr im Voraus nachweisen, zum Glück möchte ich aber nur für fünf Monate hier bleiben und bekomme auch ein Stipendium von der Hochschule. Das Stipendium beträgt 250 Euro. Bei der Vorbesprechung im Zentrum für Auslandsbeziehungen der Hochschule erklärt uns die Chefin, er werde nicht gern gesehen, wenn die Austauschstudenten hier arbeiten, sie sollen sich schließlich auf ihr Studium konzentrieren. Gleich daraufhin soll ich einen Vertrag unterschreiben, nach dem ich mich verpflichte, vier Stunden wöchentlich im Zentrum zu arbeiten. Ich darf die Arbeit ja ablehnen, aber wenn ich den Vertrag nicht unterschreibe, bekomme ich das Stipendium nicht und kann hier folglich nicht überleben. Außerdem verpflichte ich mich, zwei Berichte über mein Auslandssemester zu schreiben. Der Zwischenbericht gefällt den Vorgesetzten so gut, dass sie ihn in der Hochschulzeitschrift veröffentlichen, nicht aber ohne die Kritik an der Hochschule unter dem Vorwand der notwendigen Kürzung daraus zu entfernen.

Trotz der vielfältigen Maßnahmen, die auf den bundesdeutschen und europäischen Ebenen ergriffen wurden, um den Nachzug der Familienangehörigen in die EU-Staaten zu erschweren, bleiben die Ehepartner zunächst verschont. Personen, die mit einem Angehörigen eines EU-Staates verheiratet sind, genießen einen weitgehend sichereren Rechtsstatus gegenüber anderen „Drittstaatenangehörigen“ und sollen, abgesehen von dem Wahlrecht, gleichberechtigt mit den Inländern sein. Ich erfahre das erst in drei Monaten, nachdem ich das Angebot meines, zugegeben, frisch gebackenen Freundes annehme. Er sagt, er würde mich heiraten, damit ich hier bleiben darf.

Ich sitze in der Straßenbahn und lese einen russischen Roman. Neben mir sitzt ein Junge mit blonden Locken. Später werde ich ihn oft auf dem Universitätsgelände sehen,

er wird mich zum Glück nicht erkennen. Nun meldet er sich plötzlich: „Entschuldigung?“ Ich blicke auf, nicht gerade glücklich darüber, von dem spannenden Buch abgelenkt zu werden. Er spricht langsam und laut: „Kommst... du... aus... Osteuropa?“ Oh nein, der glaubt doch nicht ernsthaft, ich kann kein Deutsch, denke ich mir, und antworte rasch, um die Erwartung zu enttäuschen: „Ja-na-und?“ „Ach nichts, ist nur wegen der Schrift“, - er zeigt auf das Buch; ich kann da nur seufzen und versuchen weiter zu lesen, denn ich kenne inzwischen mindestens zwanzig Menschen, die ein russisches Buch lesen könnten, ohne aus „Osteuropa“ zu kommen. Er sagt betont nachdenklich: „Hm, interessante Region... Ein bisschen viel Kriminalität, ein wenig arm, aber sonst...“ Ich kann es kaum fassen, dass ich hier plötzlich repräsentativ für ganz Osteuropa sprechen muss, und dass mir jemand dazu noch so besserwisserisch erklärt, wie es dort wohl aussehen soll, versuche mich aber zurückzuhalten: „Ja, kann man wohl auch so sagen“, - und versuche mich auf das Buch zu konzentrieren. Dies klappt für höchstens zwei Minuten. „Ähm, Entschuldigung, wie ist es da so?“ Ich antworte mit schwindender Selbstbeherrschung: „Was meinst du denn damit?“ „Ich meine, ist es dort besser oder schlechter als hier?“ Da halte ich es nicht mehr aus. „Hör mal, was heißt das – besser oder schlechter? Kannst du dich nicht mal konkreter ausdrücken? Was willst du denn so genau wissen? Alltag? Politik? Gesellschaftsverhältnisse? Darüber könnte ich vielleicht mal was erzählen, aber ein Besser oder Schlechter gibt es nicht.“ Der Junge wirkt ziemlich verlegen, und es tut mir fast leid, ihn mit meinen Binsenwahrheiten zu verunsichern, aber ich muss sowieso gleich aussteigen.

Im März 2007 glaubt die Standesbeamtin nicht, dass meine Geburtsurkunde echt ist, weil ich sie mit einer falschen Apostille aus Russland mitgebracht hatte. Eine neue Russlandreise kommt für mich finanziell nicht in Frage, zumal ich es auch reichlich lächerlich finde, dass jemand einen Nachweis dafür braucht, dass ich geboren wurde. Ich soll eine eidesstattliche Erklärung abgeben, dass ich keine neue Geburtsurkunde mit Apostille besorgen kann, die dann mit den restlichen Unterlagen zum Gericht geschickt wird. Letztendlich wird mir die Heiraterlaubnis.

Ich lehne mich aus dem Fenster und sehe ein Kind auf der Straße. Es singt: „Moskau, Moskau, Russland ist ein schönes Land, stell' die Russen an die Wand...“ Meine bei den meisten anderen Themen so respekt- und anspruchsvolle Lieblingszeitung beti-

telt ihre Artikel regelmäßig mit Sprüchen wie „Die Russen kommen“. Was soll man dann schon von einem Kind in einem mitteldeutschen Armenviertel erwarten?

Im Mai 2007 ist es soweit. Ich heirate in einem Herrenanzug, mein Freund in einem Kleid, und bei unserem Anblick kann sich die Standesbeamtin nicht auf den Beinen halten vor Lachen. Wir machen kein Geheimnis aus dem halb erzwungenen Charakter dieser Hochzeit, zumal wir auch rechtlich auf der sicheren Seite sind. Abgesehen von den wenigen Bekannten, ist aber niemand bereit, unseren Standpunkt zu akzeptieren. Das deprimiert mich. Ich versuche innerlich, mich darauf einzustellen, Migrantin genannt zu werden. Das Wort fühlt sich falsch an, wie ein zu enges Kleidungsstück. „Ehefrau“ wirkt allerdings auch nicht besser, also lasse ich diese Bezeichnungen lieber. Mein Freund bleibt mein Freund, „Ehemann“ heißt er nur für Behörden. Was langfristig für noch mehr Verwirrung sorgt.

Ich sitze in einem Cafe mit einigen Kommilitoninnen. Als es im Laufe des Gesprächs darauf kommt, dass ich verheiratet bin, folgen ein hysterisches Kichern und ein Ausruf: „Aber du siehst gar nicht so aus!“ Ich wundere mich innerlich, wie man bitte schön aussehen soll, um verheiratet zu wirken.

Nach dem monatelangen verzweifelten Sinnieren, was ich nun mit meinem Leben anstellen soll, wage ich einen Neuanfang. Ich suche mir ein neues Studium aus und werde auch genommen, da „Ausländer“ bei dem Studiengang ausnahmsweise bevorzugt werden. Im Oktober 2007 geht es los, ich bin eine stolze Erstsemestlerin an der Universität.

In einem halben Jahr wird ein Kommilitone sagen, er würde an meiner Stelle zurück nach Russland gehen. Ich sollte schließlich dem Staat dankbar sein, der mir die Möglichkeit gegeben hat, in die Schule zu gehen, und nun wäre es an der Zeit, dies zurückzuzahlen.

Trotz des interkulturellen Anspruchs des Studienganges ist das ganze Programm auf Menschen mit deutschem Schulabschluss zugeschnitten. Ich laufe von einer „verantwortlichen“ Person zu der anderen und zurück, aber niemand kann mir erklären, wie ich diesen Erwartungen gerecht werde. Auf die neuen Kommilitonen wirke ich anscheinend wie eine Vogelscheuche. „Wie, du kommst aus Sibirien? Sibirien assoziiere ich mit Trostlosigkeit! Wie sieht es da aus, ist es schön oder schrecklich?“ Den Rest erledigt meine finanzielle Lage, die wohl anders als „kata-